

Cory Doctorow

Little brother

rororo 21550

Leseprobe

Zuerst spürten wir es nur, dieses unangenehme Schwanken des Zements unter den Füßen, bei dem jeder Kalifornier sofort weiß: *Erdbeben*. Mein erster Impuls war wie immer: abhauen. «Haste Schiss und bist allein, lauf im Kreis mit lauten Schrei'n.» Aber Tatsache war, wir befanden uns bereits am sichersten Ort, den es gab, weder in einem Gebäude, das über uns einstürzen konnte, noch außerhalb irgendwo mitten auf der Straße, wo uns herumfliegende Dachteile den Schädel einschlagen konnten.

Erdbeben sind normalerweise unheimlich leise – am Anfang jedenfalls –, aber dieses war alles andere als leise. Es

war laut, ein einziges unfassbares Brüllen, lauter als alles, was ich je gehört hatte. Der Lärm war so bestialisch, dass ich auf die Knie ging – und ich war nicht der Einzige. Darryl schüttelte meinen Arm und zeigte über die Gebäude, und dann sahen wir sie: eine riesige schwarze Wolke, die von Nordwesten aufkam, aus Richtung der Bay.

Wieder ein Grollen, und die Rauchwolke dehnte sich aus – zu dieser immer ausladender werdenden Form, die wir alle aus den Filmbildern kannten, mit denen wir aufgewachsen sind. Irgendjemand hatte was in die Luft gesprengt, und zwar im ganz großen Stil.

Es grollte und zitterte weiter. Köpfe erschienen in den Fenstern entlang der Straße. Schweigend starrten wir alle auf die pilzförmige Wolke.

Dann gingen die Sirenen los.

Klar hatte ich solche Sirenentöne schon gehört – dienstags um zwölf gibt es ja immer Probealarm für den Zivilschutz. Aber außerplanmäßig kannte ich sie nur aus alten Kriegsfilmern und Videospielen, in denen einer von oben Bomben auf jemand andern wirft. Fliegeralarmsirenen. Das *Wuuuuuuuuuuuuuu* machte alles unwirklicher.

«SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.» Es war wie die Stimme Gottes, die von allen Seiten gleichzeitig kam. Auf einigen Strommasten gab es Lautsprecher, das war mir bisher nie aufgefallen, und alle waren offenbar sofort eingeschaltet worden.

«SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.» Schutzräume? Wir schauten uns verwirrt an. Was denn für Schutzräume? Die Wolke stieg immer höher, breitete sich aus. War das ein Atompilz? Waren das unsere letzten Atemzüge?

Das Mädchen mit den rosa Haaren schnappte sich ihre Freundinnen, und sie rannten wie blöde den Hang hinunter, zurück zur BART-Station unten am Ende des Hügels.

«SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.» Man hörte jetzt Schreie und jede Menge Herumgerenne. Touristen – sie erkennt man immer sofort, das sind die, die glauben: Kalifornien = warm, und ihre Ferien schnatternd in Shorts und T-Shirts zubringen – liefen in alle Richtungen.

«Lass uns abhauen!», schrie mir Darryl ins Ohr und war trotzdem kaum zu verstehen durch das Heulen der Sirenen, zu denen sich inzwischen auch noch die normalen Polizeisirenen gesellt hatten. Ein Dutzend Streifenwagen der SFPD dröhnten an uns vorüber.

«SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.»

«Los, runter zur BART-Station», brüllte ich. Meine Freunde nickten. Wir schlossen die Reihen und liefen so schnell wir konnten den Hügel hinab.

3. Kapitel

Auf der Straße Richtung BART-Station Powell Street liefen wir an großen Menschenmengen vorbei. Sie hetzten und rannten, mit bleichen Gesichtern, schweigend oder schreiend, in schierer Panik. Obdachlose kauerten in Eingängen und beobachteten das Ganze, während eine große schwarze Transen-Hure zwei bärtige junge Männer wegen irgendwas anbrüllte.

Je mehr wir uns der BART näherten, desto schlimmer wurde das Gedränge und Geschiebe. Als wir die Treppe zur Haltestelle erreichten, führten sich die Leute auf wie der übelste Mob, ein einziges Hauen und Stechen von Menschen, die alle versuchten, sich einen Weg die schmale Treppe hinunter zu bahnen. Ich wurde mit dem Gesicht gegen einen Rücken gestoßen, und ein anderer Mensch wurde gegen meinen gedrückt.

Darryl war immer noch neben mir – er war kräftig genug, dass man ihn so leicht nicht wegschubsen konnte. Jolu war gleich hinter ihm und klammerte sich mehr oder weniger an seine Taille. Vanessa entdeckte ich ein paar Meter entfernt, eingepfercht zwischen anderen Leuten.

«Verpiss dich!», hörte ich Van hinter mir schreien. «Du perverses Schwein! Pfoten weg!»

Ich drehte mich um, stemmte mich gegen die Menge und sah, wie Van voller Verachtung einen grinsenden alten

Sack in schickem Anzug anblickte. Sie fummelte in ihrer Tasche, und ich wusste, wonach sie suchte.

«Kein Tränengas!», rief ich über den Lärm hinweg. «Sonst erwischst du auch alle andern.»

Bei dem Wort Tränengas schaute der Kerl plötzlich entsetzt und versuchte irgendwie nach hinten zu entwischen, aber die Menge schob ihn weiter. Ein Stück vor mir sah ich, wie jemand – eine Frau mittleren Alters in einem Hippiekleid – stolperte und hinfiel. Sie schrie, als sie stürzte, und ich sah, wie sie um sich schlug, um wieder hochzukommen, aber es gelang ihr nicht, der Druck der Menge war zu groß. Als ich herankam, beugte ich mich nach unten, um ihr zu helfen, und wurde fast über sie geworfen. Am Ende trat ich ihr auch noch in den Magen, als mich die Masse an ihr vorbeistieß, aber ich glaube, das spürte sie schon gar nicht mehr.

Ich war so in Panik wie noch nie in meinem Leben. Von überall her kamen jetzt Schreie, Menschen lagen am Boden, und der Druck von hinten war gnadenlos, als ob ein Bulldozer schöbe. Ich war nur noch damit beschäftigt, auf den Füßen zu bleiben.

Wir befanden uns jetzt in der offenen Halle der BART-Station, wo die Drehkreuze sind. Hier war es kaum besser – der ringsum von Wänden umschlossene Raum ließ die Stimmen in sämtliche Richtungen widerhallen. Von dem Dröhnen brummte mir der Kopf, und der Gestank und die Nähe all dieser Körper machten mich ganz klaustrophobisch, obwohl ich noch nie gehört hatte, dass ich für so was anfällig war.

Immer noch drängten Leute die Treppe hinunter, andere

quetschten sich durch die Drehkreuze und dann die Rolltreppen nach unten zu den Bahnsteigen, aber mir war klar, dass das kein gutes Ende nehmen würde.

«Sollen wir lieber unser Glück oben versuchen?», fragte ich Darryl.

«Ja, verdammt, ja», antwortete er. «Das hier ist Mord.»

Ich schaute zu Vanessa rüber – unmöglich, dass sie mich hören würde. Es gelang mir, mein Handy rauszuholen, und ich schickte ihr eine SMS.

> Wir hauen ab hier

Ich sah, wie sie das Vibrieren spürte, dann draufguckte, schließlich zu mir rübersah und heftig nickte. Darryl hatte inzwischen Jolu informiert.

«Hast du einen Plan?», brüllte mir Darryl ins Ohr.

«Wir müssen da wieder rauf!», schrie ich zurück und deutete auf das erbarmungslose Gedränge der Menschen.

«Das ist unmöglich!», sagte er.

«Es wird noch unmöglicher, wenn wir länger warten!»

Er zuckte die Schultern. Van arbeitete sich zu mir herüber und fasste nach meinem Handgelenk. Ich nahm Darryls, und der fasste mit der anderen Hand nach Jolu, und so drängten wir uns hinaus.

Es war echt schwierig. Zuerst schafften wir keine zehn Zentimeter in der Minute, und als wir die Treppe erreicht hatten, ging es noch langsamer. Die Leute, an denen wir uns vorbeischieben, waren nicht gerade erfreut, dass wir sie aus dem Weg drängten. Einige beschimpften uns, und einer sah so aus, als wenn er mir am liebsten in die Fresse schlagen würde, sofern er nur seinen Arm rausgekriegt hätte. Wir ka-

men an drei weiteren Menschen vorbei, die auf dem Boden lagen, doch es gab keine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Aber zu diesem Zeitpunkt dachte ich auch längst nicht mehr an Helfen. Das Einzige, was noch zählte, war, die Lücken vor uns zu erspähen, um weiterzukommen, dazu Darryls kraftvoller Griff um mein Handgelenk und mein Todesgriff um das Gelenk von Van hinter mir.

Eine Ewigkeit verging, dann plötzlich schossen wir wie Sektkorken ins Freie und blinzelten in das graue, rauchgeschwängerte Licht. Die Fliegeralarmsirenen jaulten genauso wie vorher, und das Sirenengeheul der Krankenwagen, die die Market Street runterjagten, dröhnte noch lauter. Es war jetzt fast niemand mehr auf den Straßen – bis auf die Leute, die immer noch hoffnungslos versuchten, nach unten zu kommen. Viele weinten. Ich entdeckte ein paar leere Bänke – gewöhnlich waren die immer von stinkigen, saufsüchtigen Pennern besetzt – und zeigte in ihre Richtung.

Wir bewegten uns auf sie zu, geduckt und mit eingezogenen Schultern wegen der Sirenen und des Rauchs. Kaum hatten wir die Bänke erreicht, da stürzte Darryl nach vorn.

Wir schrien alle, und Vanessa packte ihn und drehte ihn auf den Rücken. Sein Hemd hatte seitlich einen roten Fleck. Der Fleck breitete sich aus. Sie riss das Hemd hoch und legte einen langen, tiefen Schnitt in seine gutgepolsterte Seite frei.

«Irgendein Idiot in der Menge hat ihn *abgestochen*», sagte Jolu und krampfte die Hände zu Fäusten. «Verdammt, ist das fies.»

Darryl stöhnte, sah uns an und danach an seiner Seite hinab. Dann stöhnte er wieder, und sein Kopf kippte zurück.

Vanessa zog ihre Jeansjacke aus und riss sich das Baumwollshirt mit der Kapuze über den Kopf, das sie unter der Jacke trug. Sie knüllte es zusammen und drückte es gegen Darryls Seite. «Fass ihn am Kopf», sagte sie zu mir. «Halt ihn ein bisschen hoch.» Und zu Jolu sagte sie: «Heb du seine Füße an – roll deine Jacke zusammen oder irgendwas.» Jolu beeilte sich. Vanessas Mutter ist Krankenschwester, und Vanessa selbst hat jedes Jahr im Sommercamp Erste-Hilfe-Kurse gemacht. Sie liebte es, zu sehen, wie in Filmen Menschen bei Erster Hilfe falsch behandelt wurden, und machte sich drüber lustig. Ich war so froh, dass wir Vanessa dabei hatten.

Wir saßen lange da und drückten das Kapuzenshirt in Darryls Seite. Er beharrte darauf, dass es ihm gutginge und wir ihn aufstehen lassen sollten, aber Van erklärte immer wieder, er solle die Klappe halten und still liegen, oder sie würde ihm in den Hintern treten.

«Sollen wir keinen Krankenwagen rufen?», fragte Jolu.

Ich fühlte mich wie ein Idiot, riss mein Handy aus der Tasche und drückte die Nummer. Der Ton, den ich bekam, war noch nicht mal ein Besetztzeichen – er klang wie ein Wimmern des Telefonsystems. So einen Ton kriegt man nur, wenn drei Millionen Menschen auf einmal die gleiche Nummer wählen. Wer braucht Botnetze, wenn es Terroristen gibt?

«Was ist mit Wikipedia?», fragte Jolu.

«Kein Handyempfang, kein Internet.»

«Was ist mit denen?», sagte Darryl und deutete auf die Straße. Ich schaute in die Richtung, in die er zeigte, und dachte, ich würde einen Bullen oder einen Sanitäter sehen, aber da war niemand.

«Alles okay, Kumpel, ruh dich aus», sagte ich.

«Nein, du Idiot, mit *denen*, den Bullen in den Autos? Da drüben!»

Er hatte recht. Alle fünf Sekunden raste ein Polizeiauto, ein Krankenwagen oder ein Feuerwehrfahrzeug vorbei. Sie konnten uns Hilfe holen. Ich war so ein Idiot.

«Dann los», sagte ich, «lass uns dich rüberbringen, wo sie dich sehen, und einen von ihnen anhalten.»

Vanessa war von der Idee nicht begeistert, doch ich ging davon aus, dass kein Bulle halten würde, nur weil ein Junge auf der Straße mit seiner Kappe winkte, nicht an so einem Tag. Anhalten würden sie aber vielleicht, wenn sie Darryl bluten sahen. Ich stritt kurz mit ihr, und Darryl beendete den Streit, indem er taumelnd auf die Beine kam und sich allein hinunter in Richtung Market Street schleppte.

Der erste Wagen, der vorbeieulte – ein Krankenwagen – bremste nicht mal. Genau wie der Polizeiwagen, der vorbeifuhr, das Feuerwehrfahrzeug und auch die nächsten drei Polizeiwagen. Darryl war in keiner guten Verfassung – er war ganz bleich im Gesicht und hechelte. Vans Shirt war voller Blut.

Ich hatte die Schnauze voll von Autos, die direkt an mir vorbeifuhren. Das nächste Mal, als wieder ein Wagen auftauchte, der die Market Street runterfuhr, trat ich mitten auf die Fahrbahn, winkte mit meinen Armen über dem Kopf und rief: «**ANHALTEN!**» Der Wagen bremste, blieb stehen,

und erst da merkte ich, dass es weder ein Polizeifahrzeug noch ein Krankenwagen oder Feuerwehrauto war.

Es war ein militärisch aussehender Jeep, wie so ein gepanzerter Hummer, nur hatte er überhaupt keine Militärabzeichen dran. Der Wagen kam schleudernd unmittelbar vor mir zum Stehen, ich sprang zurück, verlor das Gleichgewicht und landete auf der Fahrbahn. Ich spürte, wie sich dicht neben mir die Türen öffneten, dann sah ich in nächster Nähe ein wildes Durcheinander gestiefler Füße. Ich schaute hoch und blickte in einen Haufen von Typen, die wie Soldaten wirkten, in Overalls steckten und große, schwere Gewehre trugen. Ihre Gesichter waren von Gasmasken mit getönten Gläsern verdeckt.

Ich hatte kaum Zeit, sie richtig wahrzunehmen, als schon die Gewehre auf mich gerichtet wurden. Ich hatte noch nie in einen Gewehrlauf geblickt, aber alles, was du über so eine Erfahrung gehört hast, stimmt. Du erstarrst auf der Stelle, die Zeit bleibt stehen, und dein Herz pocht dröhnend in deinen Ohren. Ich öffnete den Mund, dann schloss ich ihn wieder, und schließlich, ganz langsam, hielt ich mir die Hände vors Gesicht.

Der gesichtslose, augenlose Mann über mir hielt sein Gewehr sehr flach. Ich atmete nicht mal. Van schrie etwas, und Jolu rief, und ich schaute eine Sekunde lang zu ihnen rüber, und das war der Moment, als mir jemand einen groben Sack über den Kopf zog und eng um die Luftröhre band, so schnell und so fest, dass ich kaum Zeit hatte, Atem zu holen, bevor der Sack dicht war. Danach wurde ich grob, aber teilnahmslos auf den Bauch geworfen, irgendetwas fuhr zweimal um meine Handgelenke und wurde auch

festgezurrt. Es fühlte sich an wie Schnürdraht und schnitt schrecklich in die Haut. Ich schrie auf, aber meine Stimme wurde von der Sackhaube gedämpft.

Ich steckte in einem totalen Dunkel und strengte meine Ohren an, um mitzubekommen, was mit meinen Freunden geschah. Durch den Sack hörte ich, wie sie riefen, dann zerrte mich jemand mit einem gleichgültigen Griff auf die Füße – und die Arme wurden mir hinter dem Rücken nach oben gerissen, dass ich vom Schmerz in den Schultern aufschrie. Ich stolperte leicht, dann stieß eine Hand meinen Kopf nach unten, und ich war in dem Hummer. Andere menschliche Körper wurden gewaltsam neben mich geworfen.

«Leute?», rief ich und erntete dafür einen schweren Schlag auf den Kopf. Ich hörte, wie Jolu antwortete, dann spürte ich, wie auch er einen Hieb abbekam. Mein Kopf dröhnte wie ein Gong.

«Hey», sagte ich zu den Soldaten. «Hey, hören Sie doch, wir sind nur Schüler. Ich wollte Sie anhalten, weil mein Freund blutet. Jemand hat ihn mit einem Messer verletzt.» Keine Ahnung, wie viel davon durch die stickige Haube drang. Ich rief einfach weiter. «Hören Sie – das Ganze ist irgendwie ein Missverständnis. Wir müssen meinen Freund in ein Krankenhaus bringen –»

Wieder schlug mir jemand auf den Schädel. Es fühlte sich an, als ob sie einen Schlagstock oder so was benützten – härter als alles, was mich je am Kopf getroffen hatte. Mir schossen Tränen in die Augen, ich bekam keine Luft mehr vor Schmerz. Einen Moment später atmete ich wieder, sagte aber nichts mehr. Ich hatte meine Lektion gelernt.

Wer waren diese Clowns? Sie trugen keine Abzeichen.

Vielleicht waren sie ja Terroristen! Ich hatte bisher nie so richtig an Terroristen geglaubt – ich meine, theoretisch wusste ich natürlich, dass es irgendwo auf der Welt Terroristen gab, aber für mich persönlich waren die doch kein Risiko. Es gab Millionen Möglichkeiten, wie mich die Welt killen konnte – angefangen bei einem besoffenen Raser, der die Valencia runterstochte und mich über den Haufen fuhr –, Möglichkeiten, die alle unendlich viel näher lagen als Terroristen. Terroristen töteten weitaus weniger Menschen, als Leute durch Badezimmerunfälle oder zufällige Stromschläge umkamen. Sich wegen Terroristen Sorgen zu machen war mir immer genauso absurd vorgekommen wie die Angst, von einem Blitz getroffen zu werden.

Aber als ich dahinten in dem Hummer hockte, den Kopf im Sack, Hände hinter dem Rücken gefesselt, vor- und zurückschwankend, während die Beulen am Schädel anschwellen, schien Terrorismus auf einmal deutlich risikoreicher.

Der Wagen schaukelte hin und her und neigte sich bergauf. Ich schätzte, dass wir über den Nob Hill fuhren, und nach dem Winkel zu urteilen, musste es eine der steileren Straßen sein – vermutlich die Powell Street.

Jetzt fuhren wir steil bergab. Wenn die Karte in meinem Kopf stimmte, fuhren wir Richtung Fisherman's Wharf. Dort konnte man in ein Boot umsteigen, abhauen. Das passte zu meiner Terroristenannahme. Aber wieso sollten Terroristen Schüler von einer High School entführen?

Plötzlich blieben wir, vom scharfen Bremsen heftig nach vorn geschleudert, an einem Hang stehen. Der Motor ging aus, dann schwangen die Türen auf. Jemand zerrte mich am Arm auf die Fahrbahn, danach stieß er mich stolpernd eine

geplasterte Straße hinab. Nach ein paar Sekunden prallte ich gegen eine Stahltreppe und stieß mir die Schienbeine. Die Hände hinter meinem Rücken gaben mir einen weiteren Stoß. Vorsichtig tastete ich mich die Treppe hinauf, unfähig, meine Hände zu benutzen. Ich stieg die dritte Stufe hoch und tastete nach der vierten, aber da war keine. Wieder stürzte ich fast, doch andere Hände packten mich von vorn, zogen mich über einen Stahlboden, dann zwangen sie mich auf die Knie und schlossen meine Hände an etwas hinter mir fest.

Weitere Bewegungen und das Bewusstsein, dass neben mir andere Menschen angekettet wurden. Stöhnen und unterdrückte Geräusche. Lachen. Dann eine lange, zeitlose Ewigkeit in dumpfer Düsternis, bloß vor mich hin atmend und meinen eigenen Atem im Ohr.

■ Ich schaffte es tatsächlich, irgendwie einzuschlafen, trotz der knienden Position, der gekappten Durchblutung meiner Beine und des Kopfs im Leinendämmer. Mein Körper hatte binnen dreißig Minuten einen ganzen Jahresvorrat an Adrenalin in die Blutbahn gejagt, wobei das Zeug ja durchaus die Kraft verleiht, ein ganzes Auto anzuheben, um deine Angehörigen darunter zu befreien, oder auch über hohe Gebäude zu springen, aber der Preis dafür ist echt übel.

Ich wachte auf, als mir jemand den Sack vom Kopf riss. Die Typen waren weder grob noch vorsichtig – einfach nur ... gleichgültig. Wie einer, der bei McDonald's Hamburger in die Brötchen legt.

Das Licht im Raum war so grell, dass ich die Augen zu-

kneifen musste, doch mit der Zeit gelang es mir, sie erst einen Schlitz, dann einen Spalt und schließlich ganz zu öffnen und mich umzuschauen.

Wir hockten alle in einem Truck, einem großen Achtachser. An der Längsseite entdeckte ich in regelmäßigen Abständen die Radkästen. Aber der ganze Auflieger war zu einer Art mobilem Kommandostand/Gefängnis ausgebaut. Ringsum an den Wänden gab es Stahltische mit einer Ansammlung von Flachbildschirmen aufschwenkbaren Armen darüber, um sie in einem Halbkreis um die Benutzer herum anordnen zu können. Vor jedem Tisch stand ein Wahnsinns-Bürostuhl, ausgerüstet mit Benutzeroberflächentasten zur millimetergenauen Ausrichtung von Sitzfläche, Höhe, Neigung und Spiel.

Und andererseits der Gefängnisteil – an der Vorderseite des Aufliegers, mit der größten Entfernung zu den Türen, in die Seiten des Fahrzeugs Stahlschienen verschraubt, an denen die Gefangenen gefesselt waren.

Van und Jolu entdeckte ich sofort. Darryl war vielleicht noch bei dem letzten Dutzend, das hier hinten gefesselt war, aber das konnte ich unmöglich feststellen – viele von ihnen waren nach vorn gesackt und blockierten die Sicht. Alles stank dort nach Schweiß und Angst.

Vanessa schaute herüber und biss sich auf die Lippen. Sie hatte Angst. Genau wie ich. Und genau wie Jolu, dessen Augen irre verdreht waren, sodass nur das Weiß in den Höhlen zu sehen war. Ich hatte Angst. Und was noch schlimmer war, ich musste echt dringend aufs Klo.

Ich sah mich nach unseren Kidnappern um. Bis jetzt hatte ich es vermieden, sie anzusehen, so wie du auch nicht in

eine dunkle Kammer schaut, wenn dein Hirn gerade den schwarzen Mann heraufbeschworen hat. Du willst doch nicht wirklich wissen, ob du recht hast.

Aber ich musste einfach diese Idioten, die uns gekidnappt hatten, genauer ansehen. Ich wollte es wissen. Ich wollte wissen, wie Terroristen aussahen, auch wenn das Fernsehen alles getan hatte, um mich zu überzeugen, dass sie braunhäutige Araber mit starken Bärten und Strickmützen in flatternden Baumwollkuten waren, die ihnen bis auf die Knöchel reichten.

Aber nicht unsere Kidnapper. Sie hätten auch Cheerleader für die Halbzeitshow beim Super Bowl sein können. Sie wirkten auf eine Weise *amerikanisch*, die ich nicht genau definieren konnte. Gesunde Kiefer, kurze, gepflegte Haare, aber kein richtiger Militärschnitt. Es gab sowohl Weiße als auch Farbige, Männer und Frauen, und sie lachten sich unbeschwert zu, als sie sich am anderen Ende des Trucks niederließen, Witze rissen und Kaffee aus großen Bechern tranken. Das waren keine Kämpfer aus Afghanistan: Sie wirkten eher wie Touris aus Nebraska.

Ich starrte eine an, eine Weiße mit braunem Haar, die kaum älter schien als ich, irgendwie hübsch, aber auf so eine erschreckende Geschäftsfrau-im-Hosenanzug-Art. Wenn man jemanden lang genug anstarrt, schauen die meisten irgendwann zurück. Sie auch, und ihr Gesichtsausdruck schlug plötzlich in etwas völlig anderes, Leidenschaftsloses, geradezu Roboterhaftes um. Schlagartig war ihr Lachen verschwunden.

«Hey», sagte ich. «Ich versteh ja nicht, was hier abgeht, aber ich muss dringend pinkeln, verstehen Sie?»

Sie schaute durch mich hindurch, als ob sie mich gar nicht hörte.

«Ich mein das echt ernst, wenn ich nicht bald auf die Schüssel kann, passiert hier ein hässliches Unglück. Dann fängt es total an zu stinken, verstehen Sie?»

Sie drehte sich zu ihren Kollegen um, einem Dreierhäufchen, und sie besprachen sich leise. Wegen der Computer-ventilatoren konnte ich nichts verstehen.

Dann drehte sie sich wieder zu mir um. «Zehn Minuten. Dann könnt ihr alle pinkeln. Halt so lange an.»

«Ich fürchte, ich schaff keine zehn Minuten mehr», antwortete ich und gab meiner Stimme ein bisschen mehr Dringlichkeit, als ich wirklich empfand. «Echt, Lady, jetzt oder nie.»

Sie schüttelte den Kopf und sah mich an wie einen arm-seligen Loser. Sie beriet sich ein bisschen weiter mit ihren Freunden, dann kam ein anderer rüber. Er war älter, Anfang dreißig, und ziemlich stark um die Schultern, als ob er draußen arbeiten würde. Er konnte Chinese oder Koreaner sein – selbst Van schafft es manchmal nicht, sie voneinander zu unterscheiden –, aber mit einem Auftreten, das *amerikanisch* wirkte, ohne dass ich so richtig sagen konnte, wieso.

Er schob seine Sportjacke nach hinten, damit ich auch ja die Hardware sah, die er darunter freilegte. Ich erkannte eine Pistole, einen Elektroschocker und eine Dose Tränengas oder Pfefferspray, bevor er die Jacke wieder nach vorn schlug.

«Mach hier keinen Ärger», sagte er.

«Nein», stimmte ich zu.

Er berührte etwas an seinem Gürtel, die Fesseln lösten

sich, und plötzlich sackten die Arme am Rücken nach unten. Es war, als ob er Batmans Werkzeuggürtel tragen würde – Fernbedienung für Fesseln, Mannomann!

Ich fand das ja irgendwie einleuchtend: Wer beugt sich schon gern über seine Gefangenen und hält ihnen die tödlichen Waffen direkt vor die Nase – könnten sich ja vielleicht mit den Zähnen eine Pistole schnappen und dann mit der Zunge oder so abdrücken.

Meine Hände waren noch immer mit einem Plastikband hinter dem Rücken zusammengebunden, und jetzt, wo mich keine Fessel mehr hielt, merkte ich, dass sich die Beine in Korkklumpen verwandelt hatten, nachdem ich die ganze Zeit in unveränderter Position hatte dasitzen müssen. Um es kurz zu machen, ich fiel voll auf die Schnauze, zuckte schwach mit den Beinen, als sie anfangen zu kribbeln, und versuchte sie unter mich zu schieben, um mich wieder zurück auf die Füße zu wippen.

Der Typ riss mich hoch, und ich torkelte wie ein Clown nach hinten ans Ende des Trucks, wo ein kleines Dixi-Klo eingebaut war. Auf dem Weg dorthin versuchte ich Darryl zu sichten, aber er hätte jeder der fünf oder sechs Zusammengesackten sein können. Oder keiner von ihnen.

«Los, rein da», sagte der Typ.

Ich zog an meinen Handgelenken. «Nehmen Sie die bitte ab.» Meine Finger fühlten sich von den Stunden in den Plastikhandschellen an wie lila Würste.

Der Kerl rührte sich nicht.

«Schauen Sie», sagte ich und versuchte weder sarkastisch noch wütend zu klingen (was nicht leicht war). «Schauen Sie. Entweder schneiden Sie mir die Handgelenke los, oder Sie

müssen für mich zielen. Ein Toilettenbesuch funktioniert nun mal nicht freihändig.» Irgendwer kicherte im Truck. Der Typ mochte mich nicht. Ich konnte das an der Art, wie er die Kiefermuskeln bewegte, erkennen. Mann, diese Leute waren echt hardcore.

Er griff nach unten an seinen Gürtel und zog ein hübsches Mehrzweckwerkzeug ab. Als Nächstes klappte er ein ziemlich bedrohliches Messer aus und schnitt damit die Plastikhandschellen durch. Plötzlich gehörten meine Hände wieder mir.

«Danke», sagte ich.

Er stieß mich in die Kabine. Meine Hände waren total gefühllos, als hätte ich Lehmklumpen an den Gelenken. Als ich die Finger ein bisschen schüttelte, kribbelte es erst, dann wurde das Kribbeln zu einem brennenden Schmerz, der mich fast aufschreien ließ. Ich klappte den Sitz runter, ließ die Hose fallen und setzte mich hin. Denn ich traute mir nicht zu, dass ich mich auf den Beinen halten würde.

Als sich die Blase erleichterte, taten es ihr meine Augen gleich. Ich weinte, heulte stumm vor mich hin und schaukelte vor und zurück, während mir Rotz und Tränen die Wangen herabließen. Das Einzige, was ich tun konnte, um nicht laut loszuschluchzen, war mir den Mund zuhalten und die Geräusche verschlucken. Die Genugtuung wollte ich ihnen nicht gönnen.

Schließlich hatte ich ausgepinkelt und ausgeheult, und der Typ hämmerte gegen die Tür. Ich wischte mir das Gesicht mit viel Klopapier ab, so sauber, wie es eben ging, warf alles in die Toilette und zog ab, dann schaute ich nach einem Waschbecken, fand aber nur eine Pumpflasche mit

stark wirksamem Handreiniger, auf der in kleiner Schrift die biologischen Wirkstoffe aufgelistet waren, die er enthielt. Ich rieb mir ein bisschen davon in die Hände und verließ das Dixi.

«Was hast du da drin gemacht?», fragte der Typ.

«Das Klo benutzt», antwortete ich. Er drehte mich um, packte meine Hände, und ich spürte, wie sich neue Plastikhandschellen drumlegten. Die Gelenke waren angeschwollen, seit er die alten gelöst hatte, und die neuen schnitten höllisch in meine zarte Haut, doch ich weigerte mich, ihm die Genugtuung zu geben und aufzuschreien.

Er fesselte mich wieder an meinen Platz und packte den Nächsten. Es war Jolu, wie ich jetzt sah. Sein Gesicht wirkte geschwollen, und er hatte eine hässliche Schramme auf der Wange.

«Bist du okay?», fragte ich ihn, und mein Freund mit dem Werkzeuggürtel legte mir plötzlich die Hand auf die Stirn und stieß mich nach hinten, dass mein Kopf mit einem Laut, als ob eine Uhr eins schlägt, gegen die Metallwand des Trucks krachte. «Keine Unterhaltung!», sagte er, während ich versuchte, wieder gerade zu gucken.

Ich mochte die Leute nicht. In diesem Moment beschloss ich, dass sie für alles bezahlen würden.

Einer nach dem andern gingen die Gefangenen auf die Schüssel und kamen wieder, und als jeder dran gewesen war, marschierte mein Wächter zu seinen Freunden und schenkte sich einen neuen Kaffee ein – wie ich sah, kam er aus einer großen Pappkanne von Starbucks. Danach unterhielten sie sich undeutlich, aber unter viel Gelächter.

Dann öffnete sich die Tür am Ende des Trucks, und es

kam frische Luft rein – nicht rauchverhangen wie vorher, sondern mit ordentlich Ozon. Durch den Spalt, aus dem ich hinausschaute, bevor die Tür wieder zuschlug, sah ich, dass es dunkel war und regnete – diesen typischen Nieselregen von San Francisco, der halb Nebelschleier ist.

Der Mann, der hereinkam, trug eine Militäruniform. Eine U.S.-Militäruniform. Er begrüßte die Leute im Truck, und sie begrüßten zurück, und da war mir klar, dass wir gar nicht Gefangene irgendwelcher Terroristen waren – ich war ein Gefangener der Vereinigten Staaten.

■ Sie stellten einen kleinen Bildschirm am Ende des Trucks auf, und danach kamen sie einzeln zu uns, machten uns los und führten uns nach hinten. Soweit ich herausfinden konnte – indem ich die Sekunden im Kopf mitzählte: einundzwanzig, zweiundzwanzig –, dauerte jede Befragung ungefähr sieben Minuten. Mein Kopf brummte vor Austrocknung und Koffeinentzug.

Ich war der Dritte und wurde von der Frau mit dem strengen Haarschnitt nach hinten gebracht. Von nahem wirkte sie müde, mit Ringen unter den Augen und scharfen Linien um die Mundwinkel.

«Danke», sagte ich automatisch, als sie mich mit der Fernbedienung losmachte und danach auf die Füße zog. Ich hasste mich für die unkontrollierte Höflichkeit, aber sie war mir nun mal eingedrillt.

Die Frau verzog keine Miene. Ich ging vor ihr her durch den Truck und hinter den Bildschirm. Es gab nur einen Klappstuhl, auf den ich mich setzte. Zwei von ihnen – Ms.

Zirkelschnitt und Mr. Werkzeuggürtel – betrachteten mich aus ihren ergonomischen Supersesseln.

Zwischen ihnen stand ein kleiner Tisch, auf dem der Inhalt meines Geldbeutels und meines Rucksacks ausgebreitet lagen.

«Hallo, Marcus», sagte Ms. Zirkelschnitt. «Wir haben ein paar Fragen an dich.»

«Bin ich verhaftet?», fragte ich. Das war keine sinnlose Frage. Wenn du nicht verhaftet bist, gibt es klare Grenzen, was die Bullen dürfen und was nicht. Als Erstes dürfen sie dich schon mal nicht nach Belieben festhalten, ohne dich zu verhaften und dir einen Anruf zu erlauben, damit du mit einem Anwalt reden kannst. Und hey, Mann, mit einem Anwalt wollte ich unbedingt reden.

«Was ist das hier?», fragte Ms. Zirkelschnitt und hielt mein Handy hoch. Auf dem Bildschirm erschien die Fehlermeldung, die kam, wenn man mehrfach ohne richtiges Passwort versuchte an meine Daten zu kommen. Die Meldung war ein bisschen derb – eine Hand, die eine bekannte Geste machte –, denn ich richtete meine Sachen gern so ein, wie ich es wollte.

«Bin ich verhaftet?», wiederholte ich meine Frage. Wenn du nicht verhaftet bist, dürfen sie dich auch nicht zwingen, jede Frage zu beantworten, und auf die Frage, ob du verhaftet bist, müssen sie in jedem Fall antworten. Das sind die Regeln.

«Du bist im Gewahrsam der Heimatschutzbehörde», keifte die Frau.

«Bin ich verhaftet?»

«Vor allem fängst du jetzt mal an, kooperativer zu sein,

Marcus, und zwar sofort.» Sie sagte nicht «sonst», aber das Wort hing in der Luft.

«Ich würde gern meinen Anwalt anrufen», sagte ich. «Ich möchte wissen, was gegen mich vorliegt. Und ich will, dass Sie sich beide irgendwie ausweisen.»

Die beiden Agenten wechselten Blicke.

«Ich glaube, du solltest dein Verhalten in dieser Situation besser nochmal überdenken», sagte Ms. Zirkelschnitt. «Und ich meine nicht irgendwann, sondern jetzt, sofort. Wir haben eine Reihe verdächtiger Gegenstände in deinen Sachen gefunden. Wir haben dich und deine Komplizen in der Nähe des schlimmsten Terroranschlags aufgegriffen, den unser Land je erlebt hat. Wenn du diese beiden Tatsachen zusammennimmst, sieht die Lage für dich nicht besonders gut aus, Marcus. Du kannst jetzt entweder mit uns kooperieren, oder es wird dir sehr, sehr leidtun. Also, was ist das?»

«Sie glauben, ich bin ein Terrorist? Ich bin siebzehn.»

«Genau das richtige Alter – Al Qaida rekrutiert gern leicht zu beeindruckende, idealistische Jugendliche. Wir haben dich gegoogelt, kapiert du? Du hast eine Menge ziemlich übler Dinge ins Netz gestellt.»

«Ich möchte gern einen Anwalt sprechen», sagte ich.

Ms. Zirkelschnitt sah mich an, als wäre ich eine Wanze. «Du gehst von der falschen Annahme aus, dass dich die Kriminalpolizei aufgegriffen hat. Schlag dir das ganz schnell aus dem Kopf. Du wurdest von der Regierung der Vereinigten Staaten als potenzieller feindlicher Kämpfer in Gewahrsam genommen. Wenn ich du wäre, würde ich mir sehr genau überlegen, wie du uns überzeugen willst, dass du kein feindlicher Kämpfer bist. Sehr genau. Denn es

gibt dunkle Löcher, in denen feindliche Kämpfer versinken können, sehr dunkle und tiefe Löcher, Löcher, in denen du einfach verschwindest. Für immer. Hörst du mir zu, junger Mann? Ich will, dass du das Handy freischaltest und dann die Dateien im Speicher entschlüsselst. Ich will, dass du uns alles offenlegst: Wieso warst du auf der Straße? Was weißt du über den Anschlag auf diese Stadt?»

«Ich werde Ihnen mein Telefon nicht freischalten», sagte ich ungehalten. Der Speicher meines Handys enthielt allen möglichen privaten Kram: Fotos, E-Mails, kleine Hacks und Mods, die ich installiert hatte. «Das ist privat.»

«Was hast du zu verbergen?»

«Ich habe ein Recht auf meine Privatsphäre», sagte ich. «Und ich will einen Anwalt sprechen.»

«Das ist deine letzte Chance, Junge. Ehrliche Leute haben nichts zu verbergen.»

«Ich will einen Anwalt sprechen.» Meine Eltern würden schon dafür aufkommen. Alle FAQs in Sachen Verhaftetwerden waren in dem Punkt eindeutig: Besteh darauf, einen Anwalt zu sprechen, egal was sie sagen und tun. Es bringt nichts, wenn du ohne Rechtsbeistand mit den Bullen redest. Diese beiden behaupteten, sie wären keine Bullen, aber wenn das hier keine Verhaftung war, was war es dann?

Rückblickend hätte ich vielleicht doch besser mein Handy für sie entsperrt.

4. Kapitel

Sie fesselten mich wieder und stülpten mir den Sack über den Kopf, dann gingen sie weg. Lange Zeit später begann sich der Truck zu bewegen und rollte den Hügel hinab. Dann wurde ich erneut hochgezerrt. Ich fiel hin. Meine Beine waren so eingeschlafen, dass sie sich anfühlten wie Eisblöcke, von oben bis unten, bis auf die Knie, die geschwollen und wund waren vom stundenlangen Knien.

Hände packten mich an den Schultern und Füßen, und ich wurde hochgehoben wie ein Sack Kartoffeln. Um mich herum hörte ich undeutliche Stimmen. Irgendjemand weinte. Irgendjemand fluchte.

Ich wurde ein kurzes Stück getragen, dann abgelegt und an ein anderes Geländer gekettet. Meine Knie hielten mich nicht mehr, ich kippte nach vorn und lag schließlich verknötet wie eine Brezel am Boden, die Kette, an die die Handgelenke gefesselt waren, straff gespannt.

Dann bewegten wir uns wieder, und diesmal fühlte es sich nicht so an, als ob der Truck führe. Der Boden unter mir schaukelte leicht und vibrierte von schweren Dieselmotoren. Ich wusste, ich war auf einem Schiff! Mein Magen erstarrte zu Eis. Ich wurde von der amerikanischen Küste weg irgendwo *anders* hingebracht – aber, verdammte Scheiße, wohin? Man hatte mir auch schon vorher Schrecken eingejagt, doch dieser Gedanke versetzte mich jetzt so richtig

in Panik. Ich war gelähmt und sprachlos vor Entsetzen. Mir wurde bewusst, dass ich meine Eltern vielleicht nie mehr wiedersehen würde. Mir kam es hoch. Der Sack schloss sich eng um meinen Kopf, ich kriegte kaum noch Luft, was wohl auch mit der bizarren Haltung zu tun hatte, in der mein verdrehter Körper lag.

Zum Glück waren wir nicht sehr lange auf dem Wasser. Ich schätzte die Fahrt auf ungefähr eine Stunde, doch inzwischen weiß ich, dass es gerade mal fünfzehn Minuten waren. Dann spürte ich das Andocken, ich spürte Schritte auf den Bohlen um mich herum, und ich fühlte, wie andere Gefangene losgemacht und fortgeführt oder -getragen wurden. Als sie zu mir kamen, versuchte ich erneut zu stehen, aber es ging nicht, und sie trugen mich wieder, gleichgültig, grob.

Als sie mir die Haube abnahmen, war ich in einer Zelle.

Die Zelle war alt und verfallen. Es roch nach Seeluft. Hoch oben befand sich ein Fenster mit rostigen Gitterstäben davor. Draußen war es noch dunkel. Auf dem Boden lag eine Decke, und in die Wand war eine Toilette aus Metall eingebaut – ohne Sitz. Der Wärter, der mir die Haube abnahm, grinste mich an, dann schloss er beim Rausgehen die schwere Eisentür.

Ich massierte vorsichtig meine Schenkel und sog den Atem ein, als das Blut in Beine und Hände zurückkehrte. Schließlich schaffte ich es, wieder zu stehen und dann zu gehen. Ich hörte Leute reden, weinen, rufen. Auch ich rief: «Jolu! Darryl! Vanessa!» Andere Stimmen in dem Gefängnisblock griffen die Schreie auf und riefen ebenfalls Namen oder brüllten Obszönitäten. Die Stimmen in meiner Nähe

klangen wie von Besoffenen, die an einer Straßenecke randalieren. Vielleicht klang ich genauso.

Wärter brüllten, wir sollten still sein, aber das ließ jeden nur noch lauter schreien. Schließlich brüllten und schrien wir wie die Wahnsinnigen, schrien uns die Kehle wund. Warum auch nicht? Was hatten wir zu verlieren?

■ Als sie mich das nächste Mal zum Verhör holten, war ich verdreht und müde, durstig und hungrig. Ms. Zirkelschnitt gehörte wieder zu der neuen Verhörgruppe, genau wie drei bullige Typen, die mich herumstießen, als wäre ich ein Stück Fleisch. Der eine war ein Schwarzer, die andern beiden Weiße, aber der eine hätte auch Hispano sein können. Alle trugen Waffen. Die ganze Szenerie wirkte wie irgendwas zwischen Benetton-Werbung und Counter-Strike.

Sie hatten mich aus der Zelle geholt und Hand- und Fußgelenke zusammengekettet. Während wir gingen, achtete ich auf meine Umgebung. Von draußen hörte ich Wasser und dachte, dass wir vielleicht auf Alcatraz gelandet waren – immerhin war das ein Gefängnis, auch wenn es seit Generationen eher eine Touristenattraktion war, in der man sehen konnte, wo Al Capone und seine Gangster-Zeitgenossen ihre Strafe abgessen hatten. Wir hatten einen Schulausflug nach Alcatraz gemacht. Alles war alt und rostig gewesen, mittelalterlich. Das hier schien mehr aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zu stammen, nicht aus Kolonialzeiten.

An jeder Zellentür gab es Aufkleber mit eingedruckten Barcodes und Zahlen, ansonsten gab es nichts, woran man erkennen konnte, wer oder was dahintersteckte.

Der Verhörraum war modern mit Neonlicht und ergonomischen Stühlen – natürlich nicht für mich, ich bekam nur einen Klappstuhl aus Plastik – und einem großen hölzernen Konferenztisch ausgestattet. Eine Wand war verspiegelt wie in Polizeifilmen. Ich nahm an, dass dahinter auch noch der eine oder andere stand und alles überwachte. Ms. Zirkelschnitt und ihre Freunde holten sich einen Kaffee aus der Kanne, die auf einem Ecktisch stand (ich hätte der Frau mit den Zähnen die Kehle rausreißen und mir ihren Kaffee schnappen mögen), dann stellten sie einen Plastikbecher mit Wasser neben mich – ohne die Handgelenke hinter meinem Rücken zu lösen, sodass ich nicht drankam. Sehr witzig.

«Hallo, Marcus», sagte Ms. Zirkelschnitt. «Was hast du heute für eine Einstellung?»

Ich antwortete nicht.

«Das hier ist bestimmt nicht das Schlimmste, was dir bevorsteht», sagte sie. «Besser wird es von jetzt an auf keinen Fall. Selbst wenn du uns sagst, was wir wissen wollen, selbst wenn du uns überzeugst, dass du einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort warst, bist du von jetzt an ein gezeichneter Mann. Wir werden dich überwachen, wo immer du gehst und stehst und was immer du tust. Du hast dich verhalten, als ob du etwas zu verbergen hättest. Und das mögen wir nicht.»

Es klingt erbärmlich, aber das Einzige, was sich in meinem Kopf festsetzte, war die Bemerkung «überzeugst, dass du einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort warst». Das hier war das Schlimmste, was mir je passiert war. Ich hatte mich noch nie so beschissen und verängstigt gefühlt. Diese Worte «zur falschen Zeit am falschen Ort», diese sechs Wor-

te, sie waren wie eine baumelnde Rettungsleine vor meinen Augen, während ich wie wild mit den Armen drosch, um nicht unterzugehen.

«Hallo, Marcus?» Sie schnippte mit den Fingern vor meinem Gesicht. «Hier sind wir, Marcus.» Sie lächelte ein kleines bisschen, und ich hasste mich dafür, dass ich sie meine Angst hatte sehen lassen. «Marcus, es kann noch viel schlimmer werden. Das hier ist längst nicht der schlimmste Ort, an den wir dich bringen können, mit Abstand nicht.» Sie fasste unter den Tisch und förderte eine Aktentasche zutage, dann klappte sie sie auf. Sie entnahm ihr mein Handy, meinen RFID-Killer/Kloner, meinen WLAN-Finder und meine Memory Sticks. Eins nach dem andern legte sie die Dinge auf den Tisch.

«Hier ist, was wir von dir wollen. Du wirst heute das Handy für uns entsperren. Wenn du es tust, bekommst du Freiluft und ein paar Privilegien. Du kannst duschen und dir im Hof die Beine vertreten. Morgen werden wir dich dann holen und bitten, die Daten auf den Speichersticks zu entschlüsseln. Wenn du es tust, bekommst du in der Kantine zu essen. Am Tag danach werden wir dein Passwort wollen, und dafür bekommst du dann Bibliotheksprivilegien.»

Das Wort «nein» lag mir auf der Zunge wie ein Rülps, der herauswollte, aber nicht kam. «Wieso?» war das Wort, das ich stattdessen sagte.

«Wir wollen sichergehen, dass du tatsächlich bist, was du zu sein scheinst. Es dient zu deiner Sicherheit, Marcus. Angenommen, du bist unschuldig. Vielleicht bist du es ja, doch warum sich ein Unschuldiger so verhält, als ob er jede Menge zu verbergen hat, will mir nicht in den Kopf. Aber

gehen wir trotzdem mal davon aus: Du könntest auf der Brücke gewesen sein, als sie in die Luft flog. Deine Eltern könnten es gewesen sein. Deine Freunde. Willst du nicht auch, dass wir die Leute schnappen, die unsere Heimat angegriffen haben?»

Es ist verrückt, aber als sie von den «Privilegien» sprach, die ich mir verdienen könne, versetzte mich das so in Angst, dass ich mich am liebsten unterworfen hätte. Mir war, als ob ich etwas dafür könnte, dass ich gelandet war, wo ich war, als ob es zum Teil meine Schuld wäre, als ob ich etwas tun könnte, um die Lage zu ändern.

Doch sobald sie mit dem Mist von wegen «Sicherheit» anfing, besann ich mich wieder, Rückgrat zu zeigen. «Wissen Sie, Miss», sagte ich, «Sie reden von Angriff auf meine Heimat, aber wie ich es sehe, sind Sie die Einzige, die mich in jüngster Zeit angegriffen hat. Ich dachte, ich würde in einem verfassungsmäßigen Land leben. Ich dachte, ich würde in einem Land leben, in dem ich *Rechte* habe. Sie reden davon, meine Freiheit zu verteidigen, indem Sie die verfassungsmäßigen Rechte außer Kraft setzen.»

Eine leichte Verärgerung zuckte über ihr Gesicht, dann verflog sie wieder. «Wie melodramatisch, Marcus. Niemand hat dich angegriffen. Du wurdest von der Regierung deines Landes in Gewahrsam genommen, solange wir auf der Suche nach den Details des schlimmsten Terrorangriffs fahnden, der je auf dem Boden unseres Landes verübt wurde. Es liegt bei dir, uns zu helfen, diesen Krieg gegen die Feinde unserer Nation zu führen. Du willst die verfassungsmäßigen Rechte bewahren? Dann hilf uns dabei, die Bösen aufzuhalten, die deine Stadt in die Luft sprengen wollen. Also, du hast genau

dreißig Sekunden, dein Handy zu entsperren, oder du wanderst zurück in deine Zelle. Wir müssen noch jede Menge andere Menschen befragen.»

Sie schaute auf ihre Uhr. Ich rasselte mit den Handgelenken, rasselte mit den Ketten, die mich hinderten, nach meinem Handy zu greifen, um es zu entsperren. Ja, ich würde es tun. Sie hatte mir erklärt, was mein Weg in die Freiheit – in die Welt, zu meinen Eltern – war, und es hatte mir Hoffnung gegeben. Jetzt, nachdem sie gedroht hatte, mich zurückzuschicken, mich der Chance zu berauben, war die Hoffnung zusammengebrochen und mein einziger Gedanke nur noch, wie ich die Chance zurückgewinnen könnte.

Also rasselte ich mit den Handgelenken. Ich wollte an mein Handy und es für sie entsperren, doch sie sah mich nur eiskalt an, während sie gleichzeitig auf ihre Uhr blickte.

«Das Passwort», sagte ich, als ich endlich verstand, worauf sie wartete. Sie wollte, dass ich es sagte, hier, wo sie es aufzeichnen und ihre Freunde es mithören konnten. Sie wollte nicht, dass ich einfach das Handy entsperrte. Sie wollte, dass ich mich ihr unterwarf. Sie über mich verfügen ließ. Jedes Geheimnis aufgab, meine ganze Privatsphäre. «Das Passwort», sagte ich wieder. Und dann sagte ich das Passwort. Scheiße, ja, ich hatte mich ihrem Willen gefügt.

Sie lächelte steif, was das höchste der Gefühle zu sein schien, zu denen die Eiskönigin in der Lage war, und die Wärter führten mich ab. Bevor die Tür zufiel, sah ich noch, wie sie sich über das Handy beugte und das Passwort eingab.

Ich wünschte, ich könnte sagen, ich hätte die Möglichkeit vorhergesehen und mir ein falsches Passwort einfallen

lassen, das nur einen völlig unverfänglichen Teilbereich in meinem Handy entspernte, aber so paranoid/clever war ich einfach nicht. Nicht annähernd.

Vielleicht fragst du dich gerade, was für dunkle Geheimnisse ich eigentlich auf meinem Handy, den Memory Sticks und in den E-Mails versteckt hatte. Immerhin bin ich ja nur ein ganz normaler Junge.

Ehrlich gesagt hatte ich alles und nichts zu verbergen. Handy und Sticks zusammen ergaben ein ziemlich klares Bild, wer meine Freunde waren, was ich von ihnen hielt und was wir so alles an albernen Dingen getan hatten. Man konnte die Mitschnitte der elektronischen Debatten, die wir geführt hatten, und die elektronischen Ergebnisse, zu denen wir in den Diskussionen gekommen waren, nachlesen.

Woran du siehst, ich lösche nie. Warum sollte ich? Speicherplatz ist billig, und man weiß ja nicht, ob man irgendwas nochmal braucht. Vor allem den blöden Kram. Kennst du das Gefühl, in der U-Bahn zu sitzen und niemanden zum Reden zu haben? Und dann fällt dir plötzlich irgendein heftiger Streit ein, irgendwas Schlimmes, was du gesagt hast? Also, meistens ist es ja längst nicht so schlimm, wie du es in Erinnerung hast. Wenn du dann drauf zurückkommen und nachgucken kannst, ist das eine super Möglichkeit, dir drüber klarzuwerden, dass du überhaupt nicht die schreckliche Person bist, für die du dich gehalten hast. Darryl und ich haben auf diese Weise so viele Auseinandersetzungen überwunden, dass ich sie gar nicht mehr zählen kann.

Aber auch das trifft es noch nicht. Ich weiß einfach, dass mein Handy privat ist. Ich weiß auch, dass meine Memory Sticks privat sind. Und zwar durch Kryptographie – Message

Scrambling. Hinter Krypto steckt echt gute und solide Mathematik. Du und ich, wir haben Zugriff auf dieselbe Krypto, die auch Banken und der US-Geheimdienst nutzen. Es gibt nur eine Art von Krypto, die jeder nutzen kann. Krypto ist öffentlich, frei und für jedermann einsetzbar. Deshalb kannst du sicher sein, dass Krypto funktioniert.

Es liegt etwas Befreiendes darin, einen Winkel deines Lebens zu haben, der *dir* gehört, den niemand zu sehen bekommt außer dir. Ist ein bisschen so wie nackt sein oder auf die Toilette gehen. Jeder ist ab und zu nackt. Jeder muss mal aufs Klo. Beides ist nichts, wofür man sich schämen muss, es ist weder abartig noch schrecklich. Aber was ist, wenn ich plötzlich bestimme, dass du ab jetzt jedes Mal, wenn du scheißen musst, dein Geschäft in einem gläsernen Raum mitten auf dem Times Square zu verrichten hast, und das splitterfasernackt?

Selbst wenn an deinem Körper nichts verkehrt und nichts unschön ist – und wie viele können das von sich behaupten? –, müsstest du ziemlich komisch im Kopf sein, wenn dir so was gefiele. Die meisten von uns würden schreiend davonlaufen. Die meisten würden das Scheißen aufhalten, bis sie platzen.

Es geht nicht darum, dass man etwas tut, wofür man sich schämt. Es geht darum, dass man etwas *Privates* tut. Es geht darum, dass dein Leben dir gehört.

Und genau das nahmen sie mir, Stück für Stück. Als ich zurück in meine Zelle ging, kam wieder dieses Gefühl hoch, ich hätte es verdient. Ich hatte in meinem ganzen Leben viele Regeln gebrochen, und ich war im Großen und Ganzen immer heil aus allem rausgekommen. Vielleicht war das ja

jetzt die gerechte Strafe? Vielleicht holte mich ja meine Vergangenheit ein? Immerhin war ich nur deshalb gewesen, wo ich war, weil ich mich heimlich aus der Schule gestohlen hatte.

Ich bekam meine Dusche. Ich durfte im Hof herumgehen. Es gab ein Stück Himmel über dem Kopf, und es roch nach der Bay Area, doch davon abgesehen hatte ich keine Ahnung, wo ich festgehalten wurde. Ich sah keine anderen Gefangenen, während ich mich im Hof bewegte, und ich hatte die Schnauze voll, immer im Kreis zu laufen. Ich strengte meine Ohren an, um irgendein Geräusch zu hören, das mir half zu begreifen, was das für ein Ort war, doch das Einzige, was ich hörte, war gelegentlich mal ein Auto, irgendwelche fernen Gespräche oder ein Flugzeug, das in der Nähe landete.

Sie brachten mich in die Zelle zurück und ließen mich essen, eine halbe Pizza mit Salami von Goat Hill Pizza. Ich kannte den Laden gut, er war oben am Potrero Hill. Der Karton mit der vertrauten Graphik und der 415er Telefonnummer machte mir deutlich, dass ich einen Tag zuvor noch ein freier Mann in einem freien Land gewesen war. Jetzt war ich ein Gefangener. Ich machte mir die ganze Zeit Sorgen um Darryl und dachte an meine anderen Freunde. Vielleicht waren sie ja kooperativer gewesen und freigekommen. Vielleicht hatten sie meinen Eltern Bescheid gesagt, die jetzt wie besessen herumtelefonierten.

Vielleicht auch nicht.

Die Zelle war unglaublich karg, leer wie meine Seele. Ich stellte mir vor, dass die Wand gegenüber meiner Kojе ein Bildschirm wäre, auf den ich jetzt sofort einhacken

könnte, damit sich die Zellentür öffnete. Ich träumte von meiner Werkbank und den Dingen darauf – den alten Dosen, die ich in eine Ghetto-Surround-Soundanlage verwandeln wollte, von der Lenkdrachenkamera für Luftaufnahmen, die ich gerade entwickelte, von meinem Laptop Marke Eigenbau.

Ich wollte raus. Ich wollte nach Hause und meine Freunde, meine Schule, meine Eltern, mein Leben zurück. Ich wollte in der Lage sein, hinzugehen, wohin ich wollte, und nicht auf und ab gehen, auf und ab, auf und ab.

■ Als Nächstes holten sie sich die Passwörter für meine USB-Sticks. Auf ihren Speichern waren einige interessante Infos, die ich von der einen oder anderen Onlinediskussion heruntergeladen hatte, verschiedene Chat-Mitschnitte und Sachen, wo mir Leute mit Kenntnissen ausgeholfen hatten, die ich brauchte, um das zu tun, was ich so tat. Aber natürlich nichts, was man nicht auch bei Google finden konnte, doch ich rechnete nicht damit, dass das zu meinen Gunsten sprach.

Am Nachmittag durfte ich mich wieder bewegen, und diesmal waren auch andere im Hof, als ich rauskam, vier Typen und zwei Frauen, unterschiedlichsten Alters und unterschiedlichster ethnischer Herkunft. Ich nehme an, viele Menschen taten irgendwelche Dinge, um sich ihre «Privilegien» zu verdienen.

Sie gaben mir eine halbe Stunde, und ich versuchte mit dem am normalsten Wirkenden unter den andern Gefangenen – einem Schwarzen ungefähr in meinem Alter mit

kurzem Afroschnitt – ins Gespräch zu kommen. Doch als ich mich vorstellte und die Hand ausstreckte, warf er bloß einen Blick zu den Kameras, die unheilverheißend in den Ecken des Hofes montiert waren, und ging weiter, ohne auch nur den Gesichtsausdruck zu verändern.

Aber dann, unmittelbar bevor sie meinen Namen riefen und mich zurück ins Gebäude brachten, öffnete sich die Tür und heraus kam – Vanessa! Ich war noch nie so froh gewesen, ein freundliches Gesicht zu sehen. Sie wirkte müde und mürrisch, doch nicht verletzt, und als sie mich sah, rief sie meinen Namen und rannte auf mich zu. Wir umarmten uns ganz fest, und ich merkte, wie ich zitterte. Dann sah ich, dass auch sie zitterte.

«Bist du okay?», fragte sie und hielt mich auf Armeslänge von sich.

«Ich bin okay», sagte ich. «Sie haben gesagt, sie lassen mich raus, wenn ich ihnen meine Passwörter gebe.»

«Sie fragen mich dauernd nach dir und Darryl aus.»

Plötzlich drang eine Stimme aus den plärrenden Lautsprechern und schrie, wir sollten aufhören zu reden und uns bewegen, aber wir ignorierten sie.

«Beantworte alles», sagte ich schnell. «Was immer sie fragen, beantworte alles. Wenn du dadurch rauskommst.»

«Was ist mit Darryl und Jolu?»

«Hab sie nicht mehr gesehen.»

Die Tür knallte auf, und vier kräftige Wärter schossen heraus. Zwei packten mich, und zwei packten Vanessa. Sie zwangen mich zu Boden und drehten meinen Kopf von Vanessa weg, aber ich hörte, dass sie mit ihr das Gleiche machten. Plastikhandschellen legten sich um meine Arme,

dann wurde ich auf die Füße gezerrt und zurück in meine Zelle gebracht.

Am Abend gab es kein Essen. Am nächsten Morgen auch kein Frühstück. Niemand kam und brachte mich in den Verhörraum, um weitere Geheimnisse aus mir herauszuholen. Die Plastikhandschellen wurden nicht entfernt, meine Schultern glühten, dann schmerzten sie, dann wurden sie taub, dann glühten sie wieder. Ich verlor jedes Gefühl in den Händen.

Ich musste pinkeln. Ich konnte die Hose nicht öffnen. Ich musste dringend, dringend.

Ich machte mir in die Hose.

Danach holten sie mich, als die warme Pisse kalt und klamm geworden war und mir die ohnehin schon versiffte Jeans an den Beinen klebte. Sie kamen mich holen und führten mich den langen Gang mit den vielen Türen entlang, jede Tür mit eigenem Barcode und jeder Barcode ein Gefangener. Sie führten mich den Gang entlang und brachten mich in den Verhörraum, und er war wie ein anderer Planet, als ich eintrat, eine Welt, wo Dinge normal liefen, wo nichts nach Urin roch. Ich fühlte mich schmutzig und schämte mich, und die ganzen Gefühle, dass ich alles verdient hatte, kehrten zurück.

Ms. Zirkelschnitt saß bereits da. Sie sah perfekt aus: frisch frisiert und nur ein bisschen Make-up. Ich roch das Zeug, das sie in den Haaren hatte. Sie zog die Nase kraus und sah mich an. Ich fühlte erneut Scham in mir aufsteigen.

«Na, du warst aber ein sehr unartiger Junge, was? Was bist du nur für ein Ferkel.»

Scham. Ich schaute auf die Tischplatte. Ich ertrug es

nicht, aufzusehen. Ich wollte ihr nur mein E-Mail-Passwort sagen und dann verschwinden.

«Worüber hast du im Hof mit deiner Freundin gesprochen?»

Ich blaffte einen Lacher gegen den Tisch. «Ich hab ihr gesagt, sie soll Ihre Fragen beantworten. Ich hab gesagt, sie soll kooperieren.»

«Gibst *du* also die Befehle?»

Ich spürte, wie mein Blut in den Ohren pochte. «Ach, kommen Sie», sagte ich. «Wir spielen ein *Spiel* zusammen, es heißt Harajuku Fun Madness. Ich bin der *Teamchef*. Wir sind keine Terroristen, wir gehen auf die High School. Ich gebe ihr keine Befehle. Ich habe ihr gesagt, wir müssen *ehrlich* zu Ihnen sein, damit wir jeden Verdacht aus dem Weg räumen und hier wieder rauskommen.»

Einen Moment sagte sie nichts.

«Wie geht es Darryl?», fragte ich.

«Wem?»

«Darryl. Sie haben uns zusammen aufgegriffen. Mein Freund. Jemand hat ihn an der BART-Station Powell Street niedergestochen. Deshalb waren wir oben. Um für ihn Hilfe zu holen.»

«Dann bin ich sicher, es geht ihm gut», sagte sie.

Mein Magen krampfte sich zusammen, ich hätte mich fast übergeben.

«Sie *wissen* es nicht? Er ist nicht hier?»

«Wer hier ist und wer nicht, werden wir sicher nicht mit dir besprechen, ganz bestimmt nicht. Das ist nichts, was du von uns erfahren wirst, Marcus. Du hast gesehen, was passiert, wenn du nicht mit uns kooperierst. Du hast gesehen,

was passiert, wenn du nicht unseren Befehlen gehorchst. Du hast ein bisschen mit uns kooperiert, und es hat dich fast an den Punkt gebracht, an dem du vielleicht freigekommen wärst. Wenn du diese Möglichkeit Realität werden lassen willst, dann bleib dabei und beantworte meine Fragen.»

Ich antwortete nicht.

«Du lernst, das ist gut. Und jetzt deine E-Mail-Passwörter bitte.»

Ich war darauf vorbereitet. Ich gab ihnen alles: Serveradresse, Nutzerkennung, Passwort. Es war egal. Auf meinem Server speicherte ich ohnehin keine Mails. Ich lud sie runter und speicherte alles zu Hause auf meinem Laptop, der immer nach sechzig Sekunden automatisch einen Download machte und die Mailbox löschte. Sie würden aus der Mailbox nichts rausbekommen – auf dem Server war nichts, alles nur daheim auf dem Laptop.

Zurück in die Zelle, aber sie schnitten meine Hände los, ließen mich duschen und gaben mir eine orangefarbene Gefängnishose. Die Hose war mir zu groß und hing tief auf den Hüften wie bei einem mexikanischen Gang-Kid in der Mission. Wusstest du, dass der Baggy-Pants-Look mit Hosen tief überm Arsch von dort stammt? Aus dem Gefängnis. Ehrlich, wenn es kein modisches Statement ist, ist es längst nicht mehr so lustig.

Sie nahmen meine Jeans mit, und ich verbrachte einen weiteren Tag in der Zelle. Die Wände bestanden aus Zement, der auf ein Stahlgitter gespachtelt war. Man sah das, weil der Stahl in der Salzlufte rostete und das Gitter rotorange durch die grüne Wandfarbe schien. Meine Eltern waren irgendwo da draußen, jenseits des Fensters.

Am nächsten Tag kamen sie wieder, um mich zu holen.

«Wir haben inzwischen einen Tag lang deine Mails gelesen. Wir haben das Passwort geändert, damit es dein Computer zu Hause nicht abfangen konnte.»

Na klar hatten sie das gemacht. Hätte ich auch, jetzt, wo ich drüber nachdachte.

«Wir haben inzwischen genug gegen dich gesammelt, um dich sehr lange wegzusperren, Marcus. Der Besitz dieser Gegenstände» – sie deutete auf all die kleinen Dinger –, «die Daten, die wir auf deinem Handy und auf den Memory Sticks sichergestellt haben, und dann noch das subversive Material, das wir garantiert finden würden, wenn wir bei dir zu Hause eine Razzia machten und deinen Computer mitnehmen. Das reicht, um dich aus dem Verkehr zu ziehen, bis du ein alter Mann bist. Begreifst du das?»

Ich glaubte es nicht eine Sekunde. Kein Richter würde in all dem Zeug ein Verbrechen sehen. Es hatte mit freier Meinungsäußerung und mit technischen Basteleien zu tun. Aber es war nicht kriminell.

Doch wer behauptete, dass diese Leute mich je vor einen Richter bringen würden?

«Wir wissen, wo du wohnst, wir wissen, wer deine Freunde sind. Wir wissen, wie du handelst und wie du denkst.»

Da dämmerte es mir. Sie waren bereit, mich gehen zu lassen. Der Raum schien heller zu werden. Ich hörte mich atmen, in kurzen, kleinen Stößen.

«Wir wollen nur noch eins wissen: Was habt ihr auf der Brücke als Auslöser für die Zündung der Bomben benutzt?»

Ich hörte auf zu atmen. Der Raum wurde wieder dunkler.

«Was?»

«Es gab zehn Sprengsätze auf der Brücke, über die ganze Länge verteilt. Sie waren nicht in Kofferräumen versteckt. Sie wurden dort deponiert. Wer hat sie angebracht, und wie sind sie dort hingekommen?»

«Was?», fragte ich noch einmal.

«Das ist deine letzte Chance, Marcus», sagte sie. Sie wirkte traurig. «Du hast dich doch bis jetzt so gut geschlagen. Erzähl uns nur dies noch, danach kannst du nach Hause. Du kannst dir einen Anwalt nehmen und dich vor einem ordentlichen Gericht verteidigen. Es wird ganz sicher mildernde Umstände geben, die für dich sprechen. Erzähl uns nur das noch, und du kannst gehen.»

«Ich weiß nicht, wovon Sie reden!» Jetzt weinte ich, und es war mir egal. Ich schluchzte und flennte. «Ich hab *keine Ahnung, wovon Sie reden!*»

Sie schüttelte den Kopf. «Marcus, bitte. Lass dir doch helfen. Inzwischen weißt du ja, dass wir immer bekommen, wonach wir suchen.»

Irgendwo in meinem Hinterkopf hörte ich etwas merkwürdig brabbeln. Sie waren *krank*. Ich riss mich zusammen und versuchte, die Tränen zurückzuhalten. «Hören Sie, Miss, das ist Schwachsinn. Sie waren in meinen Sachen, sie haben alles gesehen. Ich bin ein siebzehnjähriger Schüler, kein Terrorist. Sie können doch nicht ernsthaft glauben –»

«Marcus, hast du denn immer noch nicht begriffen, dass wir es ernst meinen?» Sie schüttelte den Kopf. «Du hast doch ziemlich gute Noten. Ich hatte wirklich gedacht, du bist klüger.» Sie machte eine wedelnde Handbewegung, und die Wärter packten mich unter den Achseln.

Zurück in meiner Zelle fielen mir hundert kleine Reden ein. Die Franzosen nennen das *esprit d'escalier* – den Geist der Treppe, die schlagfertigen Entgegnungen, die dir erst einfallen, nachdem du den Raum schon verlassen hast und traurig die Treppe hinunterschleichst. In Gedanken stand ich da und ließ meine Rede vom Stapel. Ich sagte ihr, dass ich ein Bürger sei, der seine Freiheit liebt, was eher mich zum Patrioten mache und sie zur Verräterin. In Gedanken beschämte ich sie, dass sie mein Land in ein bewaffnetes Lager verwandele. In Gedanken war ich beredt und brillant und machte sie zur Schnecke, bis sie in Tränen ausbrach.

Aber weißt du was? Keines dieser klug gesetzten Worte tauchte in meinem Kopf wieder auf, als sie mich am nächsten Tag erneut aus der Zelle holten. Mein einziger Gedanke war Freiheit. Und meine Eltern.

«Hallo, Marcus», sagte sie. «Wie geht es dir?»

Ich schaute nach unten auf den Tisch. Sie hatte einen ordentlichen Stapel an Unterlagen vor sich liegen und ihren unvermeidlichen Einmalbecher von Starbucks neben sich. Ich fand ihn irgendwie beruhigend, eine Erinnerung daran, dass es irgendwo da draußen noch eine normale Welt gab, hinter den Mauern.

«Wir sind, was dich betrifft, mit der Befragung fürs Erste durch.» Sie ließ den Satz im Raum stehen. Vielleicht bedeutete es, dass sie mich gehen ließ. Vielleicht aber auch, dass sie mich in irgendein dunkles Loch warf und vergaß, dass es mich gab.

«Und?», fragte ich schließlich.

«Und ich will dir gegenüber noch einmal deutlich machen, dass wir die Sache sehr ernst nehmen. Unser Land

hat den schlimmsten Anschlag erlebt, der je auf amerikanischem Boden verübt wurde. Wie viele 11. September willst du uns noch erleiden lassen, bevor du bereit bist zu kooperieren? Die Einzelheiten unserer Untersuchung sind geheim. Wir werden uns durch nichts und niemanden daran hindern lassen, die Urheber dieser abscheulichen Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Hast du verstanden?»

«Ja», murmelte ich.

«Wir werden dich heute nach Hause schicken, aber du bist ein gezeichneter Mann. Wir haben nicht feststellen können, dass du über jeden Zweifel erhaben bist – wir lassen dich nur frei, weil wir die Befragung fürs Erste abgeschlossen haben. Doch von jetzt an *gehört* du uns. Wir werden dich im Auge behalten. Wir werden nur darauf warten, dass du einen Fehler machst. Ist dir klar, dass wir dich von nun an jederzeit peinlich genau überwachen können?»

«Ja», murmelte ich.

«Gut. Du wirst mit niemandem je über das, was hier passiert ist, sprechen. Dies ist eine Angelegenheit der nationalen Sicherheit. Weißt du, dass auf Hochverrat in Kriegzeiten immer noch die Todesstrafe steht?»

«Ja», murmelte ich.

«Braver Junge», säuselte sie. «Wir haben hier ein paar Papiere zum Unterschreiben für dich.» Sie schob mir den Stapel Blätter über den Tisch. An den entsprechenden Stellen klebten überall kleine Post-it-Zettel mit dem Aufdruck **HIER UNTERSCHREIBEN**. Ein Wärter löste meine Handschellen.

Ich blätterte die Papiere durch, meine Augen wurden feucht, und in meinem Kopf verschwamm alles. Ich begriff nicht, was da stand. Ich versuchte die Juristensprache zu

entziffern. Wie es schien, unterschrieb ich eine Erklärung, dass ich mich freiwillig hatte festhalten lassen und mich einer freiwilligen Befragung unterworfen hatte, aus völlig freiem Willen.

«Was ist, wenn ich es nicht unterschreibe?», fragte ich.

Sie riss die Blätter an sich und machte wieder diese wedelnde Handbewegung. Die Wärter zerrten mich auf die Füße.

«Warten Sie!», rief ich. «Bitte! Ich unterschreibe ja!» Sie zogen mich zur Tür. Das Einzige, was ich noch sah, war diese Tür, das Einzige, woran ich noch denken konnte, war, wie sie sich hinter mir schloss.

Ich brach zusammen. Ich weinte. Ich bettelte, die Papiere unterschreiben zu dürfen. Der Freiheit so nah zu sein und sie dann entrissen zu bekommen – es brachte mich so weit, dass ich bereit war, alles zu tun. Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich Leute habe sagen hören: «Oh, ich würde lieber sterben, als dies und das zu tun.» Ich habe es ja selbst immer gesagt. Doch jetzt begriff ich zum ersten Mal, was es wirklich hieß. Ich wäre lieber gestorben als zurück in meine Zelle gegangen.

Ich bettelte, als sie mich hinaus auf den Gang brachten. Ich sagte ihnen, ich würde alles unterschreiben.

Sie rief den Wärtern zu, und sie blieben stehen. Sie brachten mich zurück. Sie setzten mich hin. Einer von ihnen schob mir den Stift in die Hand.

Natürlich unterschrieb ich. Und unterschrieb und unterschrieb.